



HÉUTE kann es nicht mehr darum gehen, die schönen christlichen Wahrheiten in Silberpapier eingewickelt zu verehren; jetzt geht es darum, ihre Brauchbarkeit für die Menschen zu erproben. Die brennende Frage ist: Besitzt die große Heils- und Zukunftsvision vom Reiche Gottes noch genügend Strahlkraft, um Kräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe für die Menschheit zu entbinden, Kräfte, die in den zahlreichen Konflikten, mit denen wir leben, zu aussichtsreichen Lebensmöglichkeiten führen? (...) Man kann wohl nur versuchen, an der Beantwortung dieser Frage mitzuarbeiten: zusammen mit vielen anderen im Osten und Westen, mit vielen anderen Menschen, die ebenfalls gerne leben möchten.

Josef Blank

Damit wir leben ...

Auf der Suche nach einem Text, der unsere ORIENTIERUNG beim Start zu ihrer Aufgabe im neu begonnenen Jahrgang begleiten könnte, sind wir auf die Publikation gestoßen, die als «Theologische Quartalschrift» von den Professoren der katholischen theologischen Fakultät an der Universität Tübingen (4. Heft 1971) herausgegeben wird. Kurz vor Weihnachten hatten wir dort unter vertrauten Mitarbeitern und verehrten Lehrern wieder einmal die Runde gemacht und dabei auch den inzwischen emeritierten evangelischen Neutestamentler Ernst Käsemann aufgesucht. Sein Wunsch für die ORIENTIERUNG lautete: «Durchziehen! – Ich habe nie gedacht, daß ihr (Katholiken) es mit eurem (Papst) Johannes und dem Konzil im ersten Anlauf schafft; aber ich denke, wenn ihr durchhaltet, erlebt ihr noch die zweite Welle derer, die es inzwischen erfaßt haben.»

Ähnliche Wünsche sind uns in den Wochen vor der Jahreswende im Gefolge der Enttäuschungen um die Bischofssynode und um den Tod von «Publik» in vielen Briefen zugekommen. Sie sprechen uns Mut zu, fordern uns aber auch

auf und verpflichten uns, unsere *Unabhängigkeit* zu bewahren und gleichzeitig unser *Engagement* zu vertiefen.

Wo aber soll dieses Engagement vor allem liegen? Diese Frage ist identisch mit der andern, *was Jesus heute will*. Der Beitrag von Josef Blank, Professor für Neues Testament in Saarbrücken, trägt sie als Titel. So wie er sie stellt, kommt sie mit ihrem «heute» zweifellos dem Schrei nach *Lebenssinn* entgegen, den derzeit die Leute vom Jesus-People besonders vernehmlich ausstoßen, fußt aber zugleich auf den soliden Nachforschungen nach dem «historischen Jesus» und nach dem spezifisch Christlichen, wie sie gerade in Tübingen Ernst Käsemann eingeleitet hat. Sie helfen dazu, nicht nur «Sinn», sondern auch «Chance», *Lebenschance* zu finden, nämlich so, wie sie Jesus in seiner schöpferischen und «umkehrenden» Kraft, Vertrauen schenkend und Vertrauen weckend, den Zöllnern, den Sündern und allen Abgeschriebenen einräumt, das heißt den Menschen, denen die jüdische Gesellschaft seiner Zeit diese Chance vorenthielt. Der Hinweis auf das geschichtliche Zeugnis Jesu beantwortet somit die Frage nach dem spezifisch Christlichen, und *hier liegt das kritische und zugleich ermutigende Modell, an dem wir uns orientieren*.

Wir freuen uns auf alle, die uns in diesem Sinn im begonnenen Jahr helfen werden, der dauernden Gefahr zu begegnen, dem Zwang der bestehenden Verhältnisse nachzugeben und so, sei es aus Trägheit, sei es aus Angst und Resignation, gegen Glauben, Hoffnung und Liebe zu sündigen. Mögen sich um unsere bescheidene ORIENTIERUNG nicht zuletzt jene sammeln, die mit dem neuen Sinn und der neuen Chance einen neuen *Lebensstil* suchen und aus der Kraft des Glaubens an die noch nicht angekommene und eingelöste Verheißung heraus (das ist es doch, was heute das Evangelium wieder «interessant» macht!) *neue Vorstellungen, Modelle und Konzeptionen für das Leben und Zusammenleben entwickeln*. L. K.

Glaubenserziehung

Ist Jesus der beste Trip? Drogen und Jesus People – Yoga und Zen – Rückkehr der Götter? – Das riesige Vakuum nach Hunderten von Religionsstunden – Die armen Nonnen wurden weiß im Gesicht – Ohne Affekt keine Spiritualität – Meditation und Seelenhygiene lassen sich nicht sauber trennen – Glaubensvertiefung durch Selbsterfahrung – Reinigung, nicht Unterdrückung des ungestillten Erlebnishungers – Für jede Lebensphase den individuellen Akzent.

Schule

Reform in Tansania: Das sozialistische Grundkonzept – Wie läßt sich die träge Masse der Bauern aktivieren? – Schule darf nicht Privilegierte schaffen – Dienst im Busch als Rückzahlung für kostenlose Ausbildung – Lebenseinheit von Schule, Heim und Dorf – 10 000 Lehrer werden umgeschult – Hohes Erziehungsbudget und doch kein akademisches Proletariat.

Aus Indien: Eine Lanze für die traditionelle Schule: Wenn die Analphabeten Masse sind – Notwendigkeit einer obligatorischen Grundschule – Das Problem beginnt erst bei der Mittelstufe – Produktion von unbrauchbaren akademischen Titeln.

Verteidigung

Gewaltloser Widerstand der Schweiz? Hoher Schweizer Offizier antwortet deutschem Professor – «Friede» um jeden Preis? – Sinnvoller, den Eindringling fernhalten, als ihn hinterher hinauswerfen – Widerstand mit allen Mitteln – Billiger ist die Freiheit nicht zu haben – Was beweisen Eberts Beispiele? – Die von ihm verschwiegenen Tatbestände – Die wirkliche Bedeutung des gewaltfreien Widerstandes – Keine Alternative zur militärischen Rüstung – Welche Perspektiven inspirieren Ebert?

Dialog

Die Wiederentdeckung des Judentums durch die Kirche: Vorschläge von Petuchowski: Es braucht eine jüdische Theologie des Christentums und eine christliche Theologie des Judentums – Neue Interpretation der Judenerklärung des Konzils.

Zuschrift

Die Verantwortlichen für den Untergang von «Publik»: Namhaft zu machende Personen – und nicht anonyme Kommissionen.

IST JESUS DER BESTE TRIP?

Ekstatisch-meditative Welle als Frage an die Religionspädagogik

Die Tatsachen sind bekannt. Sie wurden bereits «Time»- und «Spiegel»-würdige Nachrichten, und auch die aufklärungsbehaftete Hamburger «Zeit» fand, daß sie «eines der merkwürdigsten Phänomene der letzten Jahre» und einer Artikelserie wert seien: Jugendliche – in Europa sind es einige Tausend, in den USA über eine Million – entdecken nach einer Zeit der Spannungen mit Eltern, Lehrern und Meistern und nach einer Phase der Resignation und der Flucht in den Drogenrausch ein neues Gefühl der *Jesusverbundenheit*. «Wir alle sind Kinder des Lichtes und Kinder Gottes», bekennen sie treuherzig auf Plakaten. Und ihren Alters- und Tripgenossen verkünden sie die frohe Botschaft vom Glück, vom inneren Frieden, der Ruhe, Sinnhaftigkeit und Menschlichkeit, die sie in Jesus finden: «Ich bin so ausgefüllt, das ist wahnsinnig duftig. Ich spüre Jesus in mir. Jesus ist der beste Trip.»

Ekstatische Gottesdienste im Stil der Pfingstbewegung, spektakuläre Massentaufen, religiöse Werbung durch den Vertrieb von Jesus-Zeitungen, Bibeln und frommen Posters («Lächle, Gott liebt Dich!»), aber auch Hunderte von dörflichen Kommunen, wo, statt Sex und Drogen, Bibelstunden und brüderliche Hilfe propagiert werden, gehören ebenfalls in die neue nazarenische Landschaft. Gemeinsam ist all diesen Erscheinungen ein Zug zum Gefühlsmäßigen und Ekstatischen. Besonders deutlich ist dies in der «Gesellschaft für Krishna-Bewußtsein», nach deren Philosophie das vollendete Menschsein einfach im «Chanten», im Singen und Sagen der (aus dem Musical «Hair» bekannten) Krishna-Hymne, besteht. «Überweltliche Schwingung» bedeute dieses Singen und Preisen, es verheißt ein «aus der Transzendenz kommendes Glücksgefühl» und führe so zur Lösung aller Fragen und zur Vollkommenheit des Lebens. Der Hauptführer auf diesem Weg ist gegenwärtig ein Inder in New York, auf den Tausende von Anhängern in vierzig Weltstädten hören und dessen Monatsblatt «Zurück zur Gottheit» eine Auflage von 150 000 Exemplaren erreicht.

Religiöse Erhebung oder fromme Versenkung werden aber nicht nur von exzentrischen Gruppen Jugendlicher und junger Erwachsener gesucht. Auch ziemlich oder völlig «normale» Studierende und Erwachsene scheinen ein ganz neues Bedürfnis nach «Meditation» oder anderen Formen der «Selbstverwirklichung» zu entwickeln. Die «Internationale Meditationsgesellschaft» des Inders *Maharishi Mahesh Yogi* zählt in der Welt etwa eine Viertelmillion Anhänger und hat allein in München schon über tausend Personen, meist junge Studierende, in die Technik der TM, der «Transzendentalen Meditation», eingeführt. Der Bewegung stehen allein in der Bundesrepublik zweihundert ehrenamtliche Instrukturen zur Verfügung.¹

Die *Zen-Bewegung* hat in Deutschland zwar noch kein eigenes Kloster wie in Frankreich, aber die Einführungen durchreisender Zen-Meister in der Berliner «Buddhistischen Gesellschaft» und im Hamburger «Haus der Stille» sowie eine Flut von einschlägigen Büchern, die vor allem vom rührigen *O. W. Barth-Verlag* herausgegeben werden, sichern auch dieser Meditationstechnik eine weite Verbreitung. Die grundlegende Einführungsschrift des japanischen Philosophen *D. T. Suzuki* in den *Zen-Buddhismus*, von *C. G. Jung* gerühmt und *M. Heidegger* begrüßt, erlebt gerade die fünfte Auflage. Die für breite Kreise bestimmten Zen-Übungen, die Pater *Enomiyama-Lassalle* im Herbst 1971 in der Katholischen Akademie in Bayern abhielt, wurden von sechshundert Teilnehmern besucht. Auch die Bildungskurse, die der bekannte Religionspädagoge *Kle-*

mens Tilmann über die Hinführung anderer zur Meditation anbietet, finden viel Echo.

Fragen an die Pastoral der Kirchen

Beide, die enthusiastisch-ekstatische Jesus-Bewegung wie auch die meditative Welle, stellen die Pastoral der christlichen Kirchen in Frage und müssen sich andererseits von diesen Kirchen auch Fragen gefallen lassen. Wie sind diese «Zeichen der Zeit» zu deuten?

Zunächst wäre es ungerechtfertigter Optimismus, würde man in den beiden Bewegungen Anzeichen für eine machtvolle «Rückkehr der Götter» sehen, Signale einer umfassenden religiösen oder christlichen Renaissance. Wohl tragen die beiden Strömungen dazu bei, daß sich die öffentliche Meinung der Religion gegenüber wieder auf eine etwas positivere Einstellung einpendelt. Aber stärker dürfte deren Einfluß – zahlenmäßig wie qualitativ – nicht zu veranschlagen sein, und außerdem gehören die Kräfte und Verhältnisse, die von der Volkskirche weg- und auf eine pluralistisch-säkularisierte Gesellschaft hingeführt haben, nach wie vor fest zum Grundbestand der westlichen Kultur.

Daß Religiöses und Christliches wieder Mode werden kann – wenigstens in auffallenden Gruppen –, dieser Umstand trägt freilich dazu bei, das Sozialprestige der christlichen (nicht unbedingt der kirchlichen!) Glaubensüberlieferung bei den Schülern, Studenten und jungen Erwachsenen wieder aufzubessern. Der damit neubegründete oder vermehrte Erwartungskredit gegenüber dem Religiösen und Christlichen kann einerseits missionarische Bemühungen um der Kirche entfremdete Gruppen erfolgreicher gestalten: einige, vor allem evangelische Erweckungsprediger haben bereits das Gespräch mit Jugendlichen, die der Jesus-Bewegung nahestehen, aufgenommen oder versuchen, in Großveranstaltungen oder Heimtreffen im gleichen Wind zu segeln. Andererseits ist zu erwarten, daß die neuen religiösen Bewegungen auch Impulse geben für eine stärker meditativ und auf das Gefühl ausgerichtete Bildungsarbeit bei den Kirchentreuen selbst. Letzteres wäre nur zu begrüßen.

Versäumnis in unserer Glaubenspädagogik

Eine halbwegs wache Pastoral muß sich nämlich von der ekstatisch-meditativen Welle auf gefährliche Lücken im eigenen Angebot aufmerksam machen lassen. Wer bedenkt, daß ein Großteil der Anhänger der neuen Welle getaufte Mitglieder der großen Kirchen sind bzw. waren, kann nicht leugnen, daß deren Pastoral offensichtlich ein riesiges *Vakuum* hinterlassen hat. Hunderte von Religionsstunden und Gottesdiensten, der ganze Einfluß eines (wie gearteten?) christlichen Elternhauses – womit auf die großen Versäumnisse in der Elternbildung hingewiesen wird – haben offenbar den Erfolg gezeitigt, daß sich viele Jugendliche und junge Erwachsene religiös vertrocknet und unterernährt vorkommen.

Zwei Begebenheiten aus den USA – sie hätten sich ebenso gut auch bei uns zutragen können – sollen schlaglichtartig erhellen, worum es geht. *Chris Pike*, 21-jähriger Sohn eines Bischofs der Episkopalkirche, hatte Marihuana-Genuß mit ständigem Fernsehen kombiniert und schilderte seine Bekehrung zur Jesus-Bewegung mit diesen Worten: «Fernsehen und Gras (Marihuana), das war mein Gott. Dann kam LSD, östliche Religion und Bibellektüre während des Rausches. Eines Tages sah ich *Ted Wise* auf der Sproul Plaza in Berkeley sprechen. Er war der erste intelligente Christ, den ich überhaupt sah. Da sagte ich: (Jesus Christus, ich will mich

¹ In der Schweiz soll auf dem Seelisberg ein Schulungszentrum für diese Bewegung errichtet werden.

² The New Rebel Cry: Jesus is coming, in: «Time» vom 21. Juni 1971, S. 42.

Dir hingeben und keinem anderen.» Es war eigentlich nichts passiert, aber ich wußte einfach Bescheid. Ich wußte, daß er mich in der Tiefe gepackt hatte und daß ich gerettet war. Damals ist der alte Chris Pike gestorben. Ich bin ein neues Geschöpf.»²

Als in San Diego eine Art katholischer Pfingstbewegung ins Leben gerufen wurde, luden die Katholiken dieser Gruppe evangelische Pentekostalisten ein, «um uns zu zeigen, wie man das auf ihre Weise macht. Die armen Nonnen, die dabei waren, wurden sofort weiß im Gesicht!»

Läutern und nicht verurteilen

Ist aber das Christentum, das diesen Jugendlichen «überzeugend» erschien, nicht extrem emotional? Leben sie nicht eine bedenklich bedürfnisbestimmte, «funktionale» (*G. W. Allport*) Religiosität? – Dieser Einwand weist gewiß auf ein bedeutendes Problem hin. Aber pastoral, glaubenspädagogisch gesehen, liegt in der angedeuteten Fragwürdigkeit gerade die Aufgabe, der wir uns stellen müssen: Wenn wir die «schrecklich emotionalen» Menschen, die religiöse Ekstasik suchen, nicht als unheilbare Psychopathen abschreiben wollen, müssen wir nach Mitteln und Wegen suchen, um ihre überstarken affektiven Bedürfnisse in eine Religiosität zu integrieren, die für intellektuelle Einsicht so offen ist, daß emotionale Einseitigkeit korrigiert werden kann. Eine realistische und verantwortliche Glaubenspädagogik begegnet den emotionalen Bedürfnissen, die in jeder konkreten Religiosität wirksam sind, nicht negativ kritisierend, sondern helfend und reinigend.

Paulus hat die Enthusiasten in Korinth nicht abgeschrieben, sondern erzogen. Der antike und mittelalterliche Mensch konnte nur dadurch christianisiert werden, daß die Kirche die zur Religiosität drängenden psychischen Bedürfnisse – vor allem die Angst vor Tod, Naturgewalten und Dämonen – nicht einfach abwürgte, sondern zu reinigen suchte.

Die in den zwanziger Jahren propagierte «Erlebnis- und Wertpädagogik» hat bei all ihrer Einseitigkeit wohl noch um diese Notwendigkeiten gewußt. Aber es scheint, daß diese Weisheit über den gewaltsamen «Erneuerungen» materialkerygmatischer, bibelkatechetisch-hermeneutischer und gesellschaftspolitisch-ideologiekritischer Art ganz in Vergessenheit geraten ist. Auch die «Gott-ist-tot»-Theologie hat eher dazu beigetragen, falsche Auffassungen kritisch aufzudecken, als dazu, sie psychisch wirksam und in Kenntnis der affektiven Nöte des heutigen Menschen umzuwandeln. Auf die Ansätze der zwanziger Jahre kann der Religionspädagoge erst jetzt wieder zurückzukommen wagen, da auch in der Diskussion um die Curriculumrevision wieder von «Affekterziehung» gesprochen wird.

Die offizielle Pastoral der theologischen Fakultäten, katechetischen Fachzeitschriften und bischöflichen Lehrpläne hat in den letzten Jahrzehnten das Gefühl in Religiosität und Glaube mehr und mehr vernachlässigt, eine einseitig verstandesmäßige oder wenigstens für psychologische Gesichtspunkte blinde, sozusagen «theologistische» Bildungsarbeit betrieben und die Ansprache des Gemüts frommen Traktätchen, süßlichen Kirchenliedern, emotionalisierenden Volksfrömmigkeitsbewegungen und gefühligen Glaubensboten mit dem nötigen Tremolo in der Stimme überlassen. In dem Glauben, der so vermittelt wurde, war vieles entweder Oberflächengefühl oder aber trockenes Wissen um überlieferte Formeln und rationaler Beweis oder auch – im günstigsten Fall – Erhellung des Daseins in den allgemeinen Strukturen des Geistseins in einer materiellen Welt mit Körperlichkeit, Gesellschaft und Geschichtlichkeit. Von der seelischen Situation des Individuums oder der Gruppe wurde abstrahiert. So konnte keine konkrete «Spiritualität» entstehen. Es kam kaum zu einer Antwort des Herzens, die vom Verstand erleuchtet und im emotionalen Kernbereich von Gemüt und Gewissen verwurzelt war.

Weckung vitaler Erfahrung

Die Hinführung zu den «bewährten» und «reifen» Formen und Formeln religiösen und christlichen Lebens, wie sie in der landläufigen religiösen Unterweisung (Akkulturation), Führung und Prägung (Sozialisation) versucht wird, krankt oft daran, daß sie den Jugendlichen und den jungen Erwachsenen

zu unvermittelt mit institutionalisierten Ausdrucksformen dieses religiösen Lebens konfrontiert (oder auch – aus Enttäuschung – überhaupt nicht mehr wagt, über einzelne Erlebnisse hinaus zu festen Formen und Aussagen zu führen). Einzelne einfühlsame Praktiker haben darum immer schon versucht, den langen Weg zwischen (zunächst vielleicht wenig orthodoxen) Frömmigkeitsformen und Glaubensformulierungen junger Menschen und dem Gottesdienst und Credo der Kirche unverkürzt gehen zu lassen und mitzugehen.³

Nicht nur beim Kind, sondern auch beim Jugendlichen und jungen Erwachsenen muß die religiöse Erziehung immer wieder damit anfangen, daß sie *spontane und vitale religiöse Erfahrung und religiöses Erleben zu wecken versucht*. Nur wenn diese Weckung versucht wird, kann man auch behutsam auf eine Aneignung kirchlicher Verhaltensformen und Glaubensformulierungen (regelmäßiges Beten, Meßbesuch, Beichte, Engagement in der Gemeinde oder einer überpfarrlichen Bewegung) hinarbeiten. Eine Glaubenspädagogik ohne diesen Primat der Weckung wäre gleichbedeutend mit der Absicht, Leerformeln einzuprägen, über die Köpfe hinwegzureden und durch sozialen Druck (vor allem Anerkennung oder Verachtung von seiten der Familie) zu konditionieren, «Dressate» (*F. Künkel*) zu schaffen.

Vitale religiöse Erfahrung und Erlebnisfähigkeit sind bereits die erklärten Ziele neuerer Experimente, in denen versucht wird, mit Jugendlichen und Erwachsenen zu meditieren. Manche suchen Hilfe in der Übernahme östlicher Meditationsmethoden, andere setzen auch sozusagen ausdrucksdiagnostische Verfahren ein: Collagen, Malen, Musik, anregende Zitate. – Wer sich einmal bemüht hat, beispielsweise bei gut christlich erzogenen Studenten Exerzitien zu geben, weiß, daß solche Grundlagenarbeit vorausgehen muß, bevor man mit biblischen Meditationen im strengen Sinn beginnen kann. Die Pastoral sollte diese Bemühungen also eher ausbauen als beargwöhnen.

Verwurzelung im emotionalen Kernbereich: Gefahren und Notwendigkeit

Man kann aber nicht übersehen, daß viele Teilnehmer von Meditationsübungen mehr um sich selbst als um die Wirklichkeit «Gott» zu kreisen scheinen. In der Meditation suchen sie zu einem guten Teil psychohygienische Hilfe (in Einsamkeit, Streß, Depressionen, Zerrissenheit, Unruhe) oder sie betrachten die Hinwendung zur Transzendenz als eine Art Mittel zu irrationaler, schwärmerischer, psychedelischer Erhebung und zur Sättigung ihres frustrierten Erlebnishungers.

Der kritische Betrachter muß sich fragen, ob das Meditation ist, wenn Jugendliche nach einer kurzen Einstimmung durch Musik oder ähnliches am Boden liegend (der Vergleich mit der Couch beim Psychotherapeuten drängt sich auf) in die Stille rufen: «Ich bin frei; ich bin ganz ich selbst!» Befreiung von einengenden Dressaten, Gewohnheiten und Zwängen als Weg zu sensiblerer Selbstwahrnehmung und kreativer Selbstfindung – sind das legitime Ziele einer meditativen Versenkung und ekstatischer Gottesdienste, oder gehören solche Aufgaben nicht in das «Vorfeld» einer allgemeinen Psychagogik?

Es wäre puristisch, so «sauber» zwischen einem Vorfeld und einer «eigentlich religiösen» Mitte trennen zu wollen. Die Erfahrungen mit gruppenspezifischen Übungen und psychotherapeutischen Behandlungen haben erwiesen, daß neue religiöse Ansprechbarkeit und Verwurzelung des Religiösen im Steuerungskern der Persönlichkeit vor allem in Verbindung mit solcher Wahrnehmungsverfeinerung und Einstellungsänderung wieder möglich wird. Dort wo die Selbsterfahrung verfeinert und eingefahrene Denk- und Wertungsgewohn-

³ Wie dieser Weg durch nichtdirektive Gruppengespräche gefunden werden kann und welche Stationen unter Umständen zu passieren sind, zeigt J. Le Du, *Katechese und Gruppendynamik*, Luzern-München 1971. Andere Methoden mit ähnlicher Zielsetzung siehe bei B. Grom, *Methodisch-didaktische Impulse für die religionspädagogische Praxis*, Freiburg 1972.

heiten einer Revision unterzogen werden, kann auch eine neue Einstellung zur Transzendenz und unter Umständen auch zur Kirche heranreifen.

Sollen die in der Kindheit übernommenen religiösen Vorstellungen und Einstellungen nicht zu Randphänomenen der sich bildenden Persönlichkeit verkümmern, so muß gerade in der Jugend versucht werden, sie im Werdeprozeß der erwachsenen Persönlichkeit zum Absolutum, zur alles integrierenden Leitidee und Grundmotivation zu machen,⁴ also im ganzen Prozeß der Selbstfindung zu verwurzeln. Unsere Meditationen, Predigten, Einkehrtage und Exerzitien – und auf seine Weise auch der Religionsunterricht – werden also noch viel mehr als bisher auch Hilfen zur religiös bedeutsamen Selbstwahrnehmung bereitstellen müssen.

Außerdem müssen wir auch der Tatsache Rechnung tragen, daß der Jugendliche – unbeschadet seiner geradezu rationalistischen Tendenzen – nur das für wirklich hält, was er auch *erleben* kann, und deshalb «Gott» und «Christus» leicht für etwas Abstraktes und Unwirkliches hält. Religionspsychologische Untersuchungen zeigen, daß die Glaubenszweifel zwischen 14 und 16 Jahren besonders akut sind und die Hälfte der Mädchen und zwei Drittel der Jungen erfassen; daß sie mehr einer allgemeinen affektiven Verunsicherung als Schwierigkeiten mit einem bestimmten Glaubenssatz entspringen und daß eine der Hauptursachen in dem Gefühl zu suchen ist, der Glaube sei etwas Irreales.⁵ Wir müssen also auch versuchen, das Erlebte am Glauben deutlich werden zu lassen.

Eine Verwurzelung des Glaubens im Prozeß der Selbstfindung und im emotionalen Kernbereich hat freilich immer auch mit der ganzen Macht ungestillter Bedürfnisse im Menschen zu rechnen. Die eingangs zitierten Bekenntnisse zu Jesus kommen eindeutig (auch) aus einem ungestillten Erlebnishunger und Bedürfnis nach Freundschaft. Manche enthusiastisch-ekstatischen Äußerungen der Jesus-People bezeugen nicht nur Befreiung von kreativitätshemmenden Zwängen, sondern auch vom Joch der Rationalität, zu der uns die technische und gesellschaftliche Entwicklung nötigt. Sind ihre tranceähnlichen Verzückungen das mystische Element am verantworteten «Sich-einlassen des Menschen auf die Transzendenz seines eigenen Wesens» (*K. Rabner*), Ergriffenheit innerhalb eines Glaubens, dessen Anliegen «ebenso radikal rational wie radikal emotional»⁶ ist, oder aber Flucht ins Traumhaft-Rauschhaft-Irrationale,⁷ ein bißchen Rückkehr (Regression) ins Paradies vorrationaler, mütterlicher Einheits- und Glückseligkeitserfahrung?⁸ Religiosität als «unendliche Leidenschaft» (*J. Kierkegaard*), wie sie die großen religiösen Gestalten von den Propheten bis *M. Buber* kennzeichnet – oder schlicht und schlecht als Schwärmerei? Es wäre naiv, zu leugnen, daß solche Entwicklungen durchaus angelegt sind – sowohl im neuen Jesus-Enthusiasmus als auch im seriöseren Trend zur Meditation (vor allem da, wo man sich weigert, über bestimmte Inhalte zu meditieren).

⁴ Vgl. die Stellung des Religiösen in den Persönlichkeitstheorien von G. W. Allport, C. Rogers und E. H. Erikson sowie die empirischen Untersuchungen von A. D. Woodruff: Personal values and religious background, in: «Journal of Social Psychology» 22 (1945), 141–147. Eine gründliche Analyse dazu liefert der Beitrag von G. Milanesi, L'athéisme des jeunes, in: J. Girardi/J.-F. Six, Des chrétiens interrogent l'athéisme, Paris 1967, Tome I, vol. 1, 293–369.

⁵ Vgl. beispielsweise P. Delooz, Une nouvelle enquête sur la foi des collégiés en Belgique, in: «Nouvelle Revue Théologique» 85 (1965), 466–514.

⁶ P. Tillich, Systematische Theologie, Stuttgart, Bd. I (1956), 183.

⁷ Eine Flucht, die beispielsweise von Leslie Fiedler als erklärtes Ziel der Pop-Literatur formuliert wurde: «Traum, Vision, Ekstase – das will die neue Literatur ... Es ist offenkundig, daß Ekstase ein nicht erwartetes Schlußprodukt des fortgeschrittenen technischen Zeitalters und der Mystizismus ein Nebenprodukt der Naturwissenschaft darstellt.» Siehe P. K. Kurz, Flucht in die Maschinenwelt, in: «Publik» vom 9. Juli 1971, S. 28.

⁸ Das bedeutet Ausschluß der andern Erfahrung, daß Gott auch der Ganz-Andere und der Fordernde ist. Vgl. dazu A. Vergote, Religionspsychologie, Olten-Freiburg 1970, 191–220.

Die neuen glaubenspädagogischen Ansätze in den Kirchen sollten sich von diesen Beobachtungen warnen lassen: Der Versuch, Religiosität im emotionalen Kernbereich der Persönlichkeit zu verankern, darf nicht dazu führen, die Hinwendung zur Transzendenz im Bedürfnis nach egozentrisch-lustbetonten Gefühlen der Teilnahme am Unendlichen aufgehen zu lassen. Eine solche stark kompensatorische und «funktionale» Religiosität verzerrt – wie *G. W. Allport* überzeugend nachgewiesen hat – nicht nur die Realität des transzendenten Du, sondern schmilzt auch dahin wie der Schnee in der Frühlingssonne, sobald das betreffende Bedürfnis verschwindet oder von einer andern Quelle (beispielsweise Erfolg in Beruf und Liebe) gestillt wird. Viele Jugendliche können mit Jesus, dem «Freund», der in ihrer Pubertät alle Lücken ihres einsamen Herzens ausgefüllt hat oder Zuflucht in moralischen Kämpfen war, mit 19 Jahren nichts mehr anfangen und schämen sich unter Umständen dieser Erinnerung an eine überwundene Phase.

Weg zu einer gemütsorientierten Glaubenspädagogik

Müssen wir also, um die Wirklichkeit zu treffen, an den psychischen Bedürfnissen der Hörer vorbei den Weg einer rein intellektuell-theologischen Unterweisung gehen?

Natürlich nicht. Denn erstens gibt es überhaupt keinen Weg, der an diesen Bedürfnissen vorbeiführt. Auch eine rein intellektuell-theologische Unterweisung, die keinerlei emotionale Wirkung anstrebt, wird von den Hörern je nach ihren psychischen Bedürfnissen abgewehrt oder selektiv aufgenommen und umgedeutet. Sie verstärkt also durch ihren Mangel an psychologischer Verdeutlichung nur die vorhandenen Fehleinstellungen. Zweitens gibt es durchaus einen Weg, der zwischen der Skylla einer «theologistischen» und der Charybdis einer auf Bedürfnisse reduzierten Glaubensvermittlung hindurchführt.

Die erste Etappe eines solchen Weges müßte wohl heißen: Anregungen zu einer umfassenden Standortbestimmung. Meditationsreihen oder Einkehrtage könnten durchaus damit beginnen, daß man sich zuerst einmal sein Lebensgefühl oder die gerade beherrschende Lebensthematik bewußt macht (das Ringen um die Berufsrichtung, um den Sinn der Erotik, um meinen Platz in der Gesellschaft u. ä.). Das kann durch die schriftliche Antwort auf entsprechende «persönlichkeitsdiagnostische» Fragen, durch die Reflexion über frühere Tagebuchnotizen, durch Collagen oder ähnliche Verfahren geschehen.

Eine solche Standortbestimmung kann für alle weiteren Bemühungen einen doppelten Beitrag leisten: Sie zeigt Punkte auf, an denen eine religiöse Orientierung angefragt ist, und sie macht seelische Bedürfnisse so stark bewußt, daß eine gewisse reinigende Distanzierung und eine Korrektur psychisch bedingter Fehltendenzen möglich wird. Die Konfrontation des Menschen mit geistbestimmter oder offenbarungsgебener religiöser Einsicht wirkt dann am tiefsten auf die Psychodynamik des Menschen ein, wenn diese zuerst einmal bewußt gemacht worden ist. Ohne Bewußtmachung gibt es gerade keine Konfrontation, sondern nur Verdrängung und Schizophrenie.

Zur Standortbestimmung muß der Versuch treten, eine vitale, nicht nur von Verstand und Wille, sondern auch vom emotionalen Kernbereich gespeiste Religiosität zu wecken. Wie? Ganz gewiß nicht durch den Appell an die Lebensangst (etwa im Stil des Rosenkranz-Sühnekreuzzugs: «Hier hilft nur noch beten!»), an latente Schuldgefühle oder den Hunger nach Gefühlen, die – um mit *M. Scheler* zu reden – mehr zuständlicher (lustverwandter) als gegenständlicher intentionaler (z. B. der Freude ähnlicher) Art, mehr am subjektiven Erlebnisbedürfnis als am objektiven Wirklichkeits- und Wertgehalt orientiert sind. Angesprochen werden sollen vielmehr jene emotionalen Strebungen und Empfindungen, die «transitive Gefühlsregungen» (*Lersch*) sind, also – obwohl ganz in der

Psyche beheimatet – für wahre Transzendenz sehend und offen sind: Freude, Wertempfinden,⁹ Bereitschaft zur Verantwortung, Suche nach einem letzten Sinn, nach Geborgenheit und Glück, Offenheit zu dankbarer und weiterschenkender Liebe, Ehrfurcht vor dem Absoluten, Eigenwertstreben, das sich auf dessen Anspruch bezieht.

Man sollte ruhig verdeutlichen – freilich ohne den Hörern eine subjektive und überschwengliche Gefühlstheologie aufzudrängen –, was Wirklichkeiten wie «Gott», «Menschwerdung», «Mitmenschlichkeit», «Eucharistie» u. a. für die metaphysische Aufmerksamkeit, die Mitschwingungsfähigkeit, das Eigenwertstreben und die geistige Leidenschaft eines Menschen bedeuten können. Besser als theoretische Erörterungen eignet sich für diesen Zweck das *Zeugnis* menschlich imponierender Zeitgenossen oder großer Gestalten aus der Kirchengeschichte.¹⁰

Aus der spontanen Freude über das Gelingen des Lebens könnte das Gefühl «anonymer Dankbarkeit» geweckt und zu bewußtem Dank an den Schöpfer und zur Bereitschaft zum Weiterschenken vertieft werden.¹¹ So würde der Geschenkcharakter des Daseins, letztlich die Schöpfungstat Gottes, intensiver und vitaler erfahren als in reiner Kausalbetrachtung.

Eine emotional starke wie metaphysisch helllichtige Erfahrung ist schließlich auch die Wirklichkeit eines unbedingten Anspruchs im Gewissen und was daraus folgt: das Erlebnis, durch Übernahme von Verantwortung Werte zu schaffen, sittlich schöpferisch bzw. schuldig zu werden.

Müßten wir im Religionsunterricht und in Meditationen mit «anthropologischem Ansatz» nicht viel öfter und vor allem überzeugender von jenen Erfahrungen ausgehen, die *K. Jaspers* als «Grenzsituationen» analysiert hat? Oder auch von den «Grundbedingungen der menschlichen Existenz»: Zeit, Tod, Schuld, Geschlecht, in denen – nach *J. Herzog-Dürck* – der Mensch zu einer von allen Seelenkräften getragenen Antwort auf den Sinn des Ganzen (im einzelnen) herausgefordert wird?

⁹ Zu vergleichen mit dem Hinweis des Ignatius in den Exerzitien (Nr. 2), der Meditierende solle nicht viel Wissen suchen, sondern die Dinge von innen her verspüren und verkosten.

¹⁰ Vgl. B. Grom, *Methodisch-didaktische Impulse*, Kap. III.

¹¹ Siehe B. Schwarz, *Über die Dankbarkeit*, in: J. Tenzler (Hrsg.), *Wirklichkeit der Mitte* (Festgabe für A. Vetter), Freiburg 1968, 678–704.

Könnte man nicht auch bei *L. Tolstoi*,¹² *D. Hammarskjöld*, *A. Solschenizyn* sowie in *V. E. Frankls* «Ärztlicher Seelsorge» und ähnlichen Erfahrungsberichten lernen, wo der moderne Mensch fast spontan nach einem absoluten Sinn in seinem Streben und Handeln fragt, wie er diesen Sinn erlebt und wie er ihm (in Arbeit, Freizeit, Leiden, Erotik und Todesangst) lebensnah erschlossen werden kann?

Zum persönlichen Stichwort

Wird die Grundlagenarbeit im eben angedeuteten Sinn geleistet, dann verharrt sie sicher nicht in der heute oft anzutreffenden Angst vor konkreten Gegenständen, Inhalten beim Meditieren. Dann läßt sie den Meditierenden auch nicht bei der Erfahrung eines *diffusen Unendlichen* und Ganzen¹³ stehen, sondern führt ihn – ohne Bruch und Krampf – zum Dialog mit dem persönlichen transzendenten Du und dessen authentischer Offenbarung in Jesus Christus.

Im Hinduismus empfangen die 16- bis 18jährigen bei ihrer Initiation von ihrem Lehrer einen Namen für Gott, der andern nicht mitgeteilt wird und der dem Initiierten immer wieder den seinem Temperament, seinen geistigen Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprechenden Zugang zur Gottheit zeigen soll. Für spekulative Naturen kann dieser Gottesname beispielsweise «All» heißen, für affektive «Geliebter» oder ähnlich.¹⁴ – Es wäre nicht das geringste Ziel einer Hinführung zur Meditation und überhaupt einer Glaubenspädagogik, in ähnlicher Weise – weniger autoritär, mehr selbstverantwortlich und kreativ und nicht ein für allemal, sondern für jede Phase neu – das persönliche Stichwort, den individuellen Zugang und Akzent des religiösen Lebens entdecken zu lassen. *B. Grom, München*

¹² Vgl. G. Siegmund, *Psychologie des Gottesglaubens*. Auf Grund literarischer Selbstzeugnisse, Münsterschwarzach 1965.

¹³ Der vorrationalen «Partizipationsmentalität» der Primitivreligionen entsprechend und sozusagen (nach A. Vergote) eine «präreligiöse» Erfahrung, die in sich sowohl auf eine animistische wie polytheistische, eine magische wie theistische Entwicklung offen ist.

¹⁴ Vgl. G. W. Allport, *The Individual and his Religion*, New York-London 1967, 12.

SCHULREFORM IN TANSANIA

Unsere letzten beiden Artikel über die Schule (31. Oktober, 30. November 1971) haben großes Echo gefunden. Der vorliegende Bericht über Tansania entstand unabhängig davon. Er zeigt aber, wie ein Land versucht, konkret mit jenen Schwierigkeiten fertig zu werden, von denen her Ivan Illich und Leo Kunz ihre Überlegungen entwickelt haben. Die gleich anschließende Stellungnahme aus Indien ist eine Leserschrift, die sich – bei aller Übereinstimmung im Grundanliegen – kritisch zum bisher Gesagten äußert. *Red.*

Am 5. Februar 1967 gab Präsident *Nyerere* zusammen mit dem Ausschuß der Nationalpartei TANU die Arusha-Deklaration heraus (Arusha ist eine wichtige Stadt am Südfuß des Meru): Tansanias politisches Ziel ist die Schaffung eines sozialistischen Staates. Als Grundlagen wurden an erster Stelle die Menschenrechte gesichert, mit besonderer Betonung der Gleichheit aller Menschen; aus den Tansaniern soll eine egalitäre Nation werden. Dazu kommen die folgenden wichtigen Punkte:

▷ Alle Bürger zusammen sind Eigentümer aller natürlichen Bodenschätze mit der Verpflichtung, sie für die Nachkommenschaft zu bewahren.

▷ Der Staat muß eine wirkliche Kontrolle über die wichtigsten Produktionsgüter haben, um wirtschaftliche Gerechtigkeit zu sichern.

▷ Der Staat muß aktiv in das Wirtschaftsleben der Nation eingreifen, zum Wohl der Bürger und zur Verhinderung der Ausbeutung einer Person durch die andere und zur Verhinderung von Vermögensbildung, die sich mit einer klassenlosen Gesellschaft nicht vereinen läßt.

Die Verstaatlichung der Banken und Großunternehmen wirkte damals wie Blitz und Donner aus heiterem Himmel. Wo liegen die Gründe und Ziele dieser Maßnahmen?

J. K. Nyerere war schon von Beginn seiner politischen Karriere an seiner ganzen Grundhaltung nach Sozialist, das heißt es ging ihm immer schon und vor allem um das Gemeinwohl. Er wollte mit dem Ringen nach Unabhängigkeit dem ganzen Volk und nicht nur einer kleinen privilegierten Gruppe Freiheit bringen und damit Selbstbestimmung, Selbstvertrauen und in etwa auch Existenzsicherheit. Tatsächlich aber mußte er 1967 konstatieren, daß nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, die Parlamentarier, die Beamtenschicht, die Industriearbeiter und ein Teil der Bauern mit ausgebauten Genossenschaften von den größeren Möglichkeiten, die die Unabhängigkeit brachte, profitieren konnten. Aber was geschah für die Masse der 90 % Bauern? Er stellte fest, daß die Regierung nicht fähig war, wirtschaftliche und soziale Gerechtigkeit zu verschaffen. Wo fehlte es? Als Wurzel des Übels wurde die menschliche

Schwachheit, die Selbstsucht und Ichbezogenheit erkennt. Vor allem der durch Ausbildung und Arbeitsstelle privilegierte Mensch war zum Ausbeuter seines eigenen Volkes geworden; aber auch der faule Nichtshabende wurde zum Ausbeuter seiner verdienenden Verwandten. Also Kampf der Ausbeutung des Menschen durch den Mitmenschen – aber wie?

Doppelte Strategie

Im Zusammenhang mit der Arusha-Deklaration hat die Partei Prinzipien für den Aufbau von *Ujamaa Villages*, das heißt von Genossenschaftsdörfern herausgearbeitet. Durch eine Kombination von traditionellen Arbeitsweisen der Großfamilie mit besseren Anbau- und Bewässerungsmethoden und beseelt vom Glauben an den Wert der Solidarität, der gemeinsamen Arbeit und gemeinsamen Verantwortung, sucht man mit allen Mitteln die lethargische Masse der Bauern zu animieren und für ihre eigene Entwicklung zu aktivieren. Zwar tauchten in letzter Zeit an einigen Orten unerfreuliche Symptome von Radikalismus auf, etwa mit der Begründung: «Man muß die Bauern zum Guten zwingen.» Aber dies widerspricht den niedergelegten Prinzipien. Nyerere hat wiederholt gesagt, daß echte Entwicklung nicht von außen, sondern nur vom Menschen selbst kommen kann. Wenn dieser arbeitet, denkt, plant und entscheidet, dann entwickelt er sich. Da es jedoch sehr schwer ist, den Bauern Entwicklung und Fortschritt zu bringen, wenn sie weit zerstreut wohnen, werden sie aufgerufen, ihre Felder und Hütten zu verlassen und zusammenzuziehen, um ein Genossenschaftsdorf zu bilden. So kann die Regierung den Bauern wenigstens die Primarschule und ein Krankenzentrum, Wasser und Straßen bringen und damit einen möglichen wirtschaftlichen Fortschritt. Bis jetzt sind es eben nur 50 % der «schulpflichtigen» Kinder, die ein Schulhaus und einen Lehrer haben. In diesen Dorfgemeinschaften ergibt sich erst die Möglichkeit, den Analphabetismus zu bekämpfen und die Schulen zu einem Zentrum der Erwachsenenbildung auszubauen.

Doch das Hauptanliegen der Regierung und vor allem des Präsidenten lag anderswo. Er selbst und viele seiner Kollegen besuchten einst die Schulen der Kolonialregierung, deren Ziel die Heranbildung einer möglichst zuverlässigen Beamtenschicht für die Ausführung der kolonialen Pläne war. Unterdessen ist aber diese erste Gruppe der Intellektuellen zur privilegierten Schicht der Parlamentarier und zu anderen wichtigen Posten aufgestiegen. Schule und Bildung wurden hochgeschätzt als der sicherste Weg, um zur Quelle des Wohlstandes vorzudringen: Examen, Diplome, gute Anstellung, sicherer Lohn, gesicherte Zukunft. Die alten und die jungen Intellektuellen sann nur diesem Ziel nach, und die 95 %, die all dies nicht hatten, wurden vergessen. Dabei zahlte die Regierung die ganze Ausbildung auf der Mittel- und Hochschulstufe.

Das Privileg der Bildung zurückzahlen

Schon 1966 hatte das Erziehungsdepartement Nyereres Parole auf Plakaten in allen Schul- und Lehrerräumen aufgehängt. Mit fast prophetischer Wucht sprach Nyerere: «Jene also, die dieses Privileg der höheren Erziehung genießen, haben die Pflicht, das Opfer, das andere gebracht haben, zurückzuzahlen. Sie gleichen einem Mann, der in einem hungernden Dorf alle noch vorhandenen Eßvorräte bekommen hat, damit er die Kraft erhielt, genügend Vorräte aus einem fernen Ort zu holen. Wenn er diesen Vorrat in Empfang genommen hat, seinen Brüdern jedoch keine Hilfe bringt, ist er ein Verräter. Und genau so würde es sich mit euch verhalten: Wenn junge Männer und Frauen, die von diesem Volk eine Ausbildung erhalten, sich aber über dieses Volk erhaben fühlen, oder wenn sie ihr Wissen nicht dafür verwenden, um zur Entwicklung dieses Volkes etwas beizutragen, dann verraten sie unsere Vereinigte Republik.»

Der Vergleich wurde geschluckt. Er paßte aber nicht in die Lebensauffassung der Studenten, und es wäre wohl nichts geschehen, wenn nicht drastischere Schritte unternommen worden wären.

1966 bestimmte das Parlament, daß jeder Student nach Abschluß seiner Studien zwei Jahre National-Service leisten muß, und zwar als Entgelt für das unentgeltliche Studium: zwei Jahre nur mit 60 % Lohn, drei Monate dauert der militärische Unterricht, und die andern Monate müssen dort abverdient werden, wo die Dienste der Studenten am meisten benötigt sind, im abgelegenen Busch, wohin sie nie selbst gehen würden. Wie reagierte die Jugend der Universität auf diese Ankündigung? Sie revoltierte gegen diese Verpflichtung mit einem Protestmarsch und einem Ultimatum. Nyerere wagte es, fast dreihundert seiner «Elite» zu verlieren. Sie wurden augenblicklich von der Universität entlassen, weil ihr Ton anmaßend und ihre Haltung unsozialistisch war. Diese Haltung mußte ausgemerzt werden. Das Gemeinwohl mußte als Wert anerkannt und angestrebt werden. Aber wiederum wie?

Erziehung zur Selbständigkeit

Im Frühjahr 1967, kurz nach der Arusha-Erklärung, verkündete J. K. Nyerere den neuen Erziehungsplan. Er konstatierte zunächst:

Die Erziehung vor 1967 war nicht den Bedürfnissen des Landes angepaßt. Der erste, dritte und fünfte Jahresplan waren eingestellt auf die Ausbildung der 10 %, die aus den Primarschulen in die höhere Bildung aufsteigen. Zwar ist in den Jahren 1961 bis 1967 die Zahl der Primarschüler verdoppelt worden, aber das Interesse der Planer war auf die Mittel- und Hochschulstudenten gerichtet. Die Zahl der ersteren wurde auch verdoppelt und die Zahl der letzteren sogar vervierfacht, um möglichst schnell die Afrikanisierung der wichtigen Posten durchführen zu können.

Aber ob dieses Zieles hat man die 90 % jener Schüler vergessen, die nach vier oder sieben Schuljahren den Eltern überlassen sind, die sehr wenig für sie tun können. Die Gefahr der Abwanderung in die Städte wird deshalb immer drohender. 150 000 Menschen und mehr vergrößern jedes Jahr den Arbeitsmarkt, und doch kann Tansania die Zahl der Lohnarbeiter von 360 000 im Jahre 1969 nur auf 460 000 im Jahre 1974 erhöhen. Wo also soll die große Zahl der Schulentlassenen aus der Primarschule Arbeit finden, außer auf der Scholle?

Aus diesem Grund muß es Tansania wagen, im Lehrplan der Primarschule neue Wege zu gehen. Ihr Hauptziel liegt nun darin, daß Schule, Heim und Dorf eine Lebenseinheit bilden sollen. Dazu wurde auch das Schulalter für Land- und Stadtkinder erhöht, damit auch hier soziale Gerechtigkeit gesichert ist. Die Schüler sollen fähig sein, nach Abschluß des 7. Schuljahres sich als Bauern und somit als wertvolle und produktive Mitglieder in die Großfamilie oder in das Genossenschaftsdorf einzugliedern. Der neue Lehrplan wird darum sehr viele praktische Fächer aufweisen: traditionelle und moderne Anbaumethoden, Ernährungslehre, Hygiene und einfache handwerkliche Arbeiten.

Nyerere stellte weiter fest: Die Erziehung war nicht heimat- und nicht volksbezogen. Es wurde zuviel Fremdes und Unnötiges gelernt. Die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten wurde immer größer, und damit auch die Kluft zwischen den «Habenden» und «Nichtshabenden». Die natürliche Folge der Schulung war, wie auch in andern Entwicklungsländern, die Bildung einer neuen Klasse, vor allem in den Städten. Der «Wissens- und Verdienstdünkel» verdunkelten vielen die menschlichen Werte ihrer «ungebildeten» Verwandten. Dies

wurde oft als Verachtung empfunden. Die Schüler der Internatsschulen zogen es vor, während der Ferien zu einem Verwandten in die Stadt zu gehen statt in den primitiven Busch. Oft griffen sie nicht zur Hacke, sondern schauten lieber zu. Langsam begann auch das Volk die Studenten zu ignorieren, sie nicht mehr als die Seinigen zu betrachten. Die Isolation der Intelligentsia hatte begonnen und schmerzte auf beiden Seiten.

Man hat erkennen müssen, daß sanfte Methoden mit Vergleichen und Mottos, daß Artikel in Zeitungen und Ansprachen von Partei und Erziehungsbehörde nicht zum erhofften Erfolg führten. Auch hier mußten drastischere Wege gegangen werden. Nyerere zeigte einen praktischen Weg auf, wie das ganze Schulsystem das Gemeinschaftswohl, die wirtschaftliche und soziale Gerechtigkeit fördern kann. Er stellte folgende Prinzipien auf:

► Die Arbeit muß aufgewertet werden. Tansania ist arm und kann sich nur durch harte Arbeit aus der Armut herausarbeiten. Also muß die Arbeit mit der Hand – Feldarbeit und Handwerk – auf allen Bildungsstufen in den Stundenplan als obligatorisch eingeführt werden.

► Tansania hat nicht viel Geld, aber viel Land. Das ermöglicht die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion, und zwar nicht nur zur Deckung des Selbstbedarfs, sondern auch für den Export. Darum müssen die Studenten lernen, sich in den Produktionsprozeß des Landes einzugliedern, noch während sie im Studium sind.

► Die Studenten von heute sind die Führer von morgen. Sie müssen darum auf allen Stufen zu selbständigem Denken und Handeln – daher die Parole: «Erziehung zur Selbständigkeit» – erzogen werden. Sie brauchen Mut und Initiative und auch Sinn für neue Experimente.

► Dazu kommt die Forderung zur Zusammenarbeit, zum Team-Geist, zum bereitwilligen Einsatz; darum die Verpflichtung, während der Schulzeit in Tagesschulen und vor allem während der Ferien für Internatsschüler den Eltern, den Nachbarn, dem Dorf mit Kopf und Hand Dienste zu leisten.

Die Unesco hat in einer Konferenz in Ghana diese Erziehungsprinzipien gewürdigt. Tansania ist der erste afrikanische Staat, der es wagt, eine selbständige Schulreform durchzuführen. Interessante Vergleiche gäbe es, wenn man diese Reform mit den Leitideen von Ivan Illich «Schafft die Schule ab» konfrontieren würde.

Schulreform durch Lehrerreform

Tansania ist überzeugt, daß die Lehrer, wenn sie wollen, die wertvollsten und wirksamsten Vermittler neuer Ideale sein können. Darum plant die Regierung Tansanias mit Hilfe der Unesco und Unicef für 10 000 Lehrer Kurse durchzuführen, um sie konkret erfahren zu lassen, daß die obigen Prinzipien realisierbar sind. Dazu kommt die wachsende Schar der neuen Lehrer: 1969 waren es 1440, 1974 werden es 2850 sein. Man setzt große Hoffnung auf sie.

Im Dezember 1969, also schwach zwei Jahre nach der Arusha-Deklaration, machte ich in Loitokitok einen Kurs mit Studentinnen aus Kenia, Uganda und Tansania. Alle Rassen waren vertreten. In dieser Outward-Bound-School waren Gemeinschaftsgeist und Teamarbeit Hauptziel. Die Studentinnen aus Tansania fielen direkt auf durch ihre Arbeitshaltung, ihre Dienstbereitschaft und ihren Gemeinschaftssinn. Die sozialistische Erziehung hatte schon Früchte zu zeigen!

Obwohl eine lange Anlaufzeit nötig war, um Lehrer und Schüler für ihre neuen Aufgaben und Pflichten aufzuwecken, ist doch schon vieles geschehen: In Feld- und Gartenbau, in den Schulen, im Nähsaal der Mädchen, bei Straßenbau und Bewässerungsanlagen, in Experimenten mit Hühner- und Kaninchenzucht, mit Abendklassen für Analphabeten. Aus-

stellungen an Nationalfesten, Wettbewerbe auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene wirken als großer Ansporn.

Kein Prophet wird willig angehört

Es gibt einige – vielleicht viele – seiner eigenen Leute, die Nyerere als Kommunisten verschreien, weil ihnen seine Prinzipien nicht passen. Sie schätzten die alte Ordnung höher, weil sie sich darin besser bereichern konnten. Das Loblied auf Fachwissen und Examenserfolg tönt angenehmer als der Aufruf zu selbstloser, harter Arbeit. Aber Nyerere sagt, er sei kein Kommunist, er strebe wohl eine egalitäre Nation an, aber er lehne viele kommunistische Ideen ab. Sein Hauptziel ist das Gemeinwohl und die Würde eines jeden. Er sagte: «Wir haben keine Angst, unsere eigenen Wege zu gehen, selbst wenn über uns übel geredet wird» (aus der Ansprache an die Rektoren an der Aprilkonferenz 1967).

Schwarze Wolken am Horizont

Es wäre nicht objektiv, würde nicht auch darauf hingewiesen, daß sich seit dem letzten halben Jahr der militärische Drill stark intensiviert hat. Die Schüler der Sekundarschulen wurden mit Waffen ausgerüstet und erhalten militärischen Unterricht. Ist das Ziel nur Selbstverteidigung gegen eventuelle Angriffe von außen? Dies wird als Grund angegeben, aber stehen noch andere treibende Kräfte dahinter? Erst die Zukunft wird Klarheit darüber schaffen.

Fortschritt ist mehr als Sozialprodukt

Rückblickend müssen wir anerkennen, daß Tansania mit den 20 % des Staatsbudgets für Erziehung (im laufenden Fünfjahresplan sind es 10 %) vielen Ländern voransteht. Tansania hat in diesen zehn Jahren die Zahl der Primar- und Mittelschüler verdoppelt und die der Hochschulstudenten vervierfacht.

Fünf Fakultäten der Nationalen Universität sind schon ausgebaut und zwei weitere werden mit dem pragmatischen Grundsatz geplant: nur so viele Hochschulstipendiaten wie das Land nötig hat. Man will vermeiden, daß Diplomierte keine Anstellung finden oder nur eine, die der Ausbildung nicht angepaßt ist (Übel Indiens).

Die Schulen sind alle integriert, alle Schulen für alle Rassen und alle Religionen. Seit 1970 sind auch sämtliche Missionschulen zu vollen Staatsschulen geworden. Der intelligente, nicht der «reiche» Schüler hat die bessere Chance oberhalb der Primarschule.

Die Lehrerausbildung und der Ausbau der Schulen auf allen Stufen stehen in einem gut abgewogenen Parallelverhältnis. Bis 1989 hofft man für 100 % der schulpflichtigen Kinder Lehrer und Schulen zu haben. Was für eine Anforderung: 1969 waren es 163 000 Erstkläßler, 1989 werden es 600 000 sein!

Mit Hilfe von Kanada und der skandinavischen Länder wird das Berufsschulwesen den Stadt- und Landbedürfnissen angepaßt und intensiv ausgebaut. Auf diesem Gebiet besteht noch ein sehr großer Mangel.

Tansania plant mutig und langfristig. Es strengt sich an, nicht einfach das Sozialprodukt zu erhöhen, sondern den individuellen Menschen zu fördern. Es ruft darum auch jedermann im In- und Ausland auf, mitzuhelfen und mitzuwagen.

J. Dähler, z. Z. Baldegg

Dr. Jacinta Dähler arbeitete 16 Jahre (1953–1969) innerhalb des tansanischen Schulsystems: in den Mittelschulen von Dar-es-Salaam und Kwirow. 13 Jahre war sie Rektorin der St.-Josephs-Schule in Dar-es-Salaam. Diese Schule leistete Pionierarbeit betreffs rassistischer Integration der Schulen. Dr. Dähler gehört dem Orden der Baldegger Schwestern an.

Traditionelle Schule, ein Unsinn?

«Das Kind mit dem Bade ausgeschüttet», diese Redeweise drängt sich beim Lesen der zwei Artikel von Illich und Kunz auf. Einer Kritik wird wohl sofort entgegnet, «so war es nicht gemeint». Dabei sollte man berücksichtigen, daß die meisten Leser keine Zeit für eine genaue Analyse haben, sondern nur einen Eindruck gewinnen, der auf einem wichtigen Gebiet zu Fehlentscheidungen führen kann. Zum Beispiel weigert sich Misereor grundsätzlich, etwas für traditionelle Schulen zu tun, nicht wegen Illich, aber wohl aus ähnlichen Gründen.

Was übersehen wird ist die Tatsache, daß wir alle viele Jahre unnützer Schulung erlebt haben und uns kaum in die Situation des Massenanalphabetentums versetzen können. Bis zu meinem 20. Lebensjahr in Deutschland habe ich einen einzigen Analphabeten kennengelernt. Jetzt können von zehn Frauen, die hier auf unserer Farm in Indien arbeiten, nur drei lesen und schreiben, obwohl die Schule hier seit neunzig Jahren die Türen offen hat.

Was immer Revolutionäre und Propheten sagen: Die allgemeine Grundschule ist unbedingt notwendig. Um das durchzusetzen, das heißt daß (1) *alle* eine Grundausbildung erhalten, ist kein Aufwand zu groß. Das Minimum dieser Grundausbildung (2) muß vier Jahre dauern, sonst wird das Analphabetentum nicht ausgerottet. Je komplizierter die Zivilisationsstufe, desto länger muß die allgemeine Grundausbildung dauern. (3) Sie ist notwendig, weil nur sie das Werkzeug für die Weiterbildung gibt, nämlich Lesen, Schreiben, Rechnen. Von dieser Stufe kann man sicher nicht sagen, «die meisten bringen nichts mit, was ihnen für das Leben in ihrem Land nützlich wäre». (4) Nur durch die Grundschule wird rechtzeitig die Motivierung für Weiterbildung grundgelegt. Eltern, die selber nicht lesen und schreiben können, sind oft nicht geneigt, ihre Kinder zur Schule zu schicken, und bleiben zu arm, um auf die geringe Erwerbskraft der Kinder verzichten zu können. «Vierzig Stunden für Erwachsene» stimmt nur, wenn genügend Motivierung da ist.

Der Satz «sie muß dem Menschen dienen und ihn zu einer freien und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit werden lassen» ist nur zu wahr. (5) Ohne diese Grundschule ist aber weder Freiheit noch Gemeinschaftsbefähigung möglich. Man muß die Unbeholfenheit eines Analphabeten erlebt und die Streitig-

keiten und das unsoziale Verhalten in den Dorf- und Stadtlums gesehen haben – und die Notwendigkeit eines Zwanges zur Schule für alle bedarf keines Beweises mehr. Menschen ohne Grundschule werden oft Opfer gewissenloser Ausbeuter. Ohne das Zusammengeworfensein mit Kindern aller Schichten werden viele höchstens das Zusammenleben in der Sippe lernen, aber nicht die echt menschliche Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft, die nicht auf Belohnung rechnen. Darum verlangen wir als Missionare noch mehr, nämlich Religion, oder wenigstens die Ergänzung des Elternhauses durch Charakter-schulung.

Das Problem fängt eigentlich erst mit der Mittelschule an. Wie lange soll die Grundschule dauern? Wie die Mittelschule aufspalten und in sich aufgliedern? Wie die Hochschule gestalten? In der Kritik dieser Stufe werden drei Richtungen vermischt:

▷ Anti-Humanismus (in Europa gegen Latein und Griechisch, in Indien gegen Sanskrit als Pflichtfächer).

▷ Anti-Utilitarismus (die Schule als Rekrutenschule für die Industriearmee wird abgelehnt).

▷ Anti-Establishment (aus Übersättigung wird das Bestehende abgelehnt, und es wird nach immer neuen Formen gesucht).

In beiden Artikeln sind diese drei Richtungen, die alle aus einem berechtigten Anliegen hervorgehen, vermischt. Wie so oft wird auch hier die Lösung in einem Sowohl-Als-auch liegen. Denn wir brauchen Menschen mit Weitblick und Umsicht, mit «vision», die nicht durch enges Fachstudium erreicht werden kann. Wir brauchen solide Handwerker, Fachleute mit gründlichem Fachkönnen und Fachwissen. Und wir müssen nach neuen Formen suchen.

«Meine Kinder sollen es einmal besser haben» ist und bleibt für viele die Hauptmotivierung der Schulung und des Studiums. Solange der Arbeitsmarkt in den Entwicklungsländern aus Stellensuchenden besteht, ist die Überbetonung der Examina und der akademischen Grade kaum zu vermeiden, und eben dagegen richtet sich heute die eigentliche Revolte. Wegen dieser Überbetonung ist in der Schule etwas falsch. Der Fehler liegt nicht so sehr bei der Schule und den Erziehern, die meistens in einer staatlichen Zwangsjacke stecken, sondern bei der Gesellschaft, die dem Herrn Doktor die Türen öffnet und dem nur Weisen und Erfahrenen die Türen verschließt.

Hubert Sixt, Kendal, Indien

DIE BEDENKEN GEGEN EINEN AUSSCHLIESSLICH GEWALTFREIEN WIDERSTAND

Theodor Ebert* fordert von den neutralen Staaten die Abrüstung. Seiner Meinung nach sollten diese mit dem guten Beispiel des Machtverzichtes vorangehen. Da die Großmächte, insbesondere die Sowjetunion und China, nicht daran denken, diesem Beispiel zu folgen, sondern ihre militärische Rüstung unter Anspannung aller Kräfte verstärken, läuft die Forderung Eberts auf eine *einseitige* Abrüstung der Neutralen hinaus. Diese sollen sich einem Aggressor zunächst kampfflos unterwerfen, um dann *nach* der Besetzung ihres Gebietes zu versuchen, die Besetzungsmacht durch gewaltfreien Widerstand zum Abzug zu bewegen. Ebert definiert diesen gewaltfreien Widerstand im engsten Sinne: Streik und Sabotage gehören nach seiner Umschreibung nicht dazu. Ebert lehnt den von uns in Aussicht genommenen Abwehrkampf *in Notwehr* gegen einen unprovokierten Angriff ab. Aber auch als Mittel unserer Strategie der Kriegsverhütung will er die Armee nicht gelten lassen.

*Der vorliegende Artikel ist eine Antwort auf die Ausführungen von T. Ebert in der «Orientierung» vom 15./31. Dezember 1971, S. 257 ff.

Ebert bezieht sich in seinem Aufsatz ausdrücklich auf die Schweiz. Seine Thesen sind daher im folgenden unter den Aspekten der schweizerischen Politik und Strategie zu erörtern. Das hat den Vorteil, daß sich die Diskussion nicht in Theorien verliert, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt.

Die grundsätzlichen Argumente Eberts für einen gewaltfreien Widerstand

Da mir nur ein begrenzter Raum zur Verfügung steht, muß ich mich auf eine knappe Stellungnahme zu seinen wichtigsten Überlegungen beschränken, ohne seiner Systematik zu folgen.

1. Das Hauptargument für den gewaltfreien Widerstand lautet: Durch den Verzicht auf einen Abwehrkampf könnten wir unserem Land die Schrecken des Krieges ersparen. Diese Feststellung ist richtig. Um den Preis der freiwilligen Unterwerfung unter einen Aggressor ist der «Friede» immer zu haben. Die großen Eroberer – von Alexander über Napoleon I. bis zu Hitler und Stalin – waren friedfertige Männer, solange man

sich ihrem Willen fügte. Die Frage ist nur, ob der «Friede», den uns eine totalitäre Diktatur aufzwingen würde, mehr wäre als «Friedhofsruhe»! Für uns ist nur ein Friede in Gerechtigkeit sinnvoll. Obschon wir die Schrecken eines Krieges klar erkennen und daher alles unternehmen, um unsere Freiheit wenn immer möglich ohne Krieg zu erhalten, ziehen wir den Abwehrkampf einem Zustand bloßen Vegetierens unter fremder Tyrannenherrschaft vor.

Dieser würde uns übrigens keineswegs davor schützen, Krieg führen zu müssen. Nur würden wir nicht mehr für die Freiheit unseres Landes kämpfen, sondern für die Interessen der uns beherrschenden Macht zur Unterjochung anderer. Das sollten sich die Dienstverweigerer merken, die ihrem eigenen Land nicht dienen wollen, aber nach dessen Eroberung gezwungen wären, im Dienste unseres Unterdrückers zu den Waffen zu greifen. Dieser wird sie nicht schonend behandeln. In den kommunistischen Staaten gibt es keine erlaubte Dienstverweigerung. Mir scheint: Wenn schon Krieg, dann lieber zum Schutz unserer Unabhängigkeit, als unter den Fahnen einer totalitären Diktatur!

Ebert übersieht, daß für uns der Kampf nur «ultima ratio» nach Erschöpfung aller Möglichkeiten der Kriegsverhütung wäre. Zunächst ist es die Aufgabe der Armee, durch ihre Existenz und Bereitschaft unserem Land ein Leben in Frieden und Freiheit zu ermöglichen. Würden wir, dem Rate Eberts folgend, einseitig abrüsten, so würden wir auf unser wirksamstes Mittel der «Dissuasion» verzichten.

2. Unter Berufung auf den Grafen *Baudissin* und *Alistair Buchan* behauptet Ebert, die Eroberung von Territorien sei heute kein Kriegsziel mehr. Damit will er uns glaubhaft machen, die Schweiz habe keinen Angriff mit dem Ziel der Besetzung ihres Gebietes zu befürchten. Diese These Eberts widerspricht jedoch der Erfahrung. Warum hat die UdSSR in der Tschechoslowakei interveniert, wenn – nach seiner Auffassung – der Besitz dieses Landes strategisch keine Rolle spielen würde? Weshalb etablierten sich die Chinesen in Albanien? Was hätte das systematische Vortasten der Russen im Nahen Osten und auf den Weltmeeren für einen Sinn, wenn die Auffassung Eberts richtig wäre? Warum versucht die Nato, Malta zu halten? Warum zahlen die USA Spanien große Summen für Stützpunkte? Weshalb kam es zu der gefährlichen Konfrontation zwischen den USA und der UdSSR um Kuba, wenn diese Insel nicht als strategischer Vorposten des Kommunismus dienen sollte?

3. Ebert glaubt, die «dynamische Weiterarbeit (!) ohne Kollaboration» werde die Besetzungsmacht zur Räumung des von ihr eroberten Landes veranlassen. Das ist eine bloße Behauptung, ohne jeden Beweiswert. Aber selbst wenn sie richtig wäre, ist die These Eberts fragwürdig. Warum sollen wir den Feind freiwillig in unser Gebiet eindringen lassen und alle Risiken und Leiden einer fremden Gewaltherrschaft auf uns nehmen, statt zu versuchen, den Gegner von unseren Grenzen fernzuhalten? Die von Ebert erhoffte spätere Befreiung macht die Schrecken der Besetzungszeit nicht ungeschehen! Es scheint mir sinnvoller, unter Einsatz aller Mittel (nicht nur der Androhung eines gewaltfreien Widerstandes, sondern auch unserer militärischen Kampfkraft) jeden potentiellen Feind von einem Stoß in die Schweiz abzuhalten, indem wir ihm demonstrieren, daß sich der Angriff nicht lohnt. Die einseitige Abrüstung wäre eine Einladung, unser Land in Besitz zu nehmen. Sie würde unserer Neutralitätspflicht widersprechen, die uns gebietet, jeder kriegführenden Macht den Zugriff auf unser Gebiet zu verwehren. Unsere Neutralität ist nur als wehrhafte Neutralität denkbar. Ein Verzicht auf die Armee schüfe ein Vakuum, in das fremde Macht einströmen würde.

4. Ebert weist darauf hin, daß es Situationen geben kann, in denen die Aufnahme oder die Fortsetzung des Abwehrkampfes

nicht möglich ist. Als fiktives Beispiel nennt er den Fall, daß das nationalsozialistische Deutschland im Zweiten Weltkrieg den Endsieg errungen hätte. Solche Lagen sind denkbar. Es könnte sein, daß militärischer Widerstand von vorneherein als sinnlos erschiene, oder daß wir angesichts der Gefahr, die Substanz unserer Bevölkerung der Vernichtung auszusetzen, zum Abbruch des Kampfes gezwungen wären. Es gibt Grenzen einer sinnvollen militärischen Abwehr. Aber es handelt sich um *extreme Grenzsituationen*. Es wäre falsch, unsere Strategie auf sie auszurichten. Die Tatsache, daß wir vielleicht einmal gezwungen sein könnten, vom Einsatz der Armee abzuweichen und von Anfang an zum Widerstand gegen die Besetzungsmacht überzugehen, ist kein Grund zum Verzicht auf den Abwehrkampf in den Fällen, in denen er möglich erscheint. Vor allem besteht wegen solcher theoretisch denkbaren, aber wenig wahrscheinlichen Grenzsituationen kein Anlaß, unsere militärische Rüstung als wirksamstes Mittel der «Dissuasion» preiszugeben.

5. Ebert hält offensichtlich einen Abwehrkampf von vorneherein für aussichtslos. Er übersieht, daß es politisch nicht notwendig ist, den Feind zu besiegen. Es genügt, durch einen hartnäckigen, lange dauernden Kampf und den sich daran anschließenden passiven und aktiven Widerstand (in allen seinen Spielarten!) die Pläne des Gegners zu durchkreuzen. Zeitverlust, die Gefährdung seines politischen Prestiges, falls es ihm nicht gelingt, rasch mit uns fertig zu werden, sowie ein Ausfall an Kämpfern und Material können sich für den Angreifer gefährlich auswirken. Man kann einen Krieg militärisch verlieren und dennoch politisch gewinnen. Ein Volk, das sich gegenüber einer totalitären Diktatur – unbekümmert um den äußeren Erfolg – zur Wehr setzt, ist letzten Endes immer noch besser daran, als wenn es sich – dem Ebertschen Rezept folgend – kampflös unterwirft. *So billig, wie Ebert glaubt, ist die Freiheit nicht zu haben!*

6. Ebert meint, die andern Neutralen, in erster Linie Österreich, würden seinem Postulat entsprechend abrüsten. Er fordert uns auf, diesem Beispiel zu folgen. Selbst wenn Österreich abrüsten sollte, wäre dies kein Grund, unsererseits auf eine militärische Landesverteidigung zu verzichten. Wir werden – unbekümmert um die Entscheidungen anderer Staaten, die ihre Entschlüsse selber verantworten müssen – den Weg gehen, den wir unter Berücksichtigung unserer politischen und strategischen Lage für richtig halten.

Die historischen Erfahrungen

Zur Unterstützung seiner These beruft sich Ebert auf historische Beispiele. Er tut es in einer Art und Weise, die nicht unwidersprochen bleiben darf. Vorweg einige Bemerkungen zu den von ihm erwähnten Fällen:

1. Der *Putsch von Kapp und General von Lüttwitz* (1920) war eine schlecht vorbereitete, dilettantisch geführte und von vorneherein zum Scheitern verurteilte Aktion. Die Auführer konnten sich nur in Berlin der Herrschaft bemächtigen. Das ganze Land war gegen sie; die Reichswehr unter Seeckt verhielt sich neutral. Unter diesen Umständen genügte der *Streik* (den Ebert ausdrücklich ablehnt!), um dem Unternehmen ein rasches Ende zu bereiten. Das Scheitern des Putsches sagt über die Aussichten des gewaltfreien Widerstandes gegen eine militärisch starke, rücksichtslos vorgehende Besetzungsmacht nicht das geringste aus.

2. Der *Widerstand im Ruhrgebiet* (1923) bereitete zwar den Franzosen und Belgiern Schwierigkeiten. Aber er mußte von der deutschen Regierung aus finanziellen, wirtschaftlichen und politischen Gründen abgebrochen werden. Einen Erfolg hat er nicht gezeitigt. Übrigens fehlte es im Ruhrgebiet nicht an Sabotageakten und Attentaten der Widerstandskämpfer.

3. Die *Widerstandsbewegungen während des Zweiten Weltkrieges* waren *politisch* bedeutsam, aber ihr militärischer Erfolg war begrenzt. Zur Befreiung von der deutschen Herrschaft genügen sie nicht. Diese war dem Sieg der alliierten Armeen zu verdanken. Eine ernsthafte Gefährdung der Besetzungsmacht bestand nur dort, wo die «*Résistance*» über den gewaltlosen Widerstand hinaus zur bewaffneten Aktion überging. Am wirksamsten war der Kleinkrieg der Russen und Jugoslawen. Dort handelte es sich aber um Kampfhandlungen, von denen Ebert nichts wissen will.

4. Der Hinweis auf *Dänemark und Norwegen* ist nicht schlüssig. Der Sachverhalt war anders, als ihn Ebert ansieht: Dänemark hatte praktisch abgerüstet; Norwegen besaß eine Armee, aber es vernachlässigte seine Verteidigung. Es wäre ein leichtes gewesen, die schmalen, tief in das Festland reichenden Fjorde zu sperren und eine Landung deutscher Fallschirmjäger auf den wenigen Flugplätzen zu verhindern. Hätten die Dänen und Norweger ihren Abwehrkampf richtig vorbereitet, was durchaus als möglich erscheint, so wären beide Länder aller Wahrscheinlichkeit nach vom Krieg verschont geblieben. Die deutsche Offensive war ein äußerst riskantes Unternehmen. Hitler durfte den Angriff nur wagen, weil er wußte, daß kein ernsthafter militärischer Widerstand zu befürchten sei. Dänemark und Norwegen sind – entgegen der Interpretation Eberts – ein typisches Beispiel dafür, wohin die von ihm propagierte Abrüstung oder eine Vernachlässigung der Abwehrmaßnahmen führen: nämlich dazu, daß das betreffende Land zum Kriegsschauplatz fremder Mächte wird.

5. Auch der Hinweis auf die *Tschechoslowakei* (1968) verstößt gegen jede Evidenz. Es liegt mir fern, die tapferen Demonstrationen des tschechischen Volkes gegen den Eindringling geringzuschätzen. Aber sie hatten letzten Endes keinen Erfolg. Die Russen waren raffiniert genug, zunächst den Dingen *scheinbar* ihren Lauf zu lassen, statt auf die Äußerungen der Feindschaft massiv zu reagieren. Sie wußten, daß sie am längeren Hebelarm saßen und warten konnten. Es gelang ihnen, den Widerstand der Tschechen mit Hilfe ihrer Anhänger (an denen es auch in der Schweiz nicht fehlen würde) beinahe unmerklich auszumanövrieren. Die Tschechoslowakei muß sich heute der russischen Gewaltherrschaft fügen und alle Lügen und Gemeinheiten wohl oder übel ertragen. Nichts spricht für eine Befreiung des unglücklichen tschechischen Volkes in absehbarer Zeit. Wir Schweizer haben keinen Grund, dem Rat Eberts zu folgen und das Schicksal der Tschechen auf uns zu nehmen.

Außer den von Ebert angeführten, wenig überzeugenden Beispielen gibt es *eine Reihe von Tatbeständen, die er verschweigt*, weil sie seiner These klar widersprechen:

▷ Finnland wäre ein für allemal unter russische Herrschaft gelangt, wenn es auf militärischen Widerstand verzichtet hätte. Finnland hat den ihm aufgezwungenen Winterkrieg (1939/40) zwar militärisch verloren, aber *politisch* gewonnen. Sein zäher, lange dauernder Abwehrkampf veranlaßte Stalin, einer Kompromißlösung zuzustimmen, die den Finnen ihre Unabhängigkeit beließ. Estland, Lettland und Litauen, die sich nicht wehrten, sind dagegen – wohl endgültig – untergegangen.

▷ Tibet vermag sich trotz der bewundernswerten Haltung des Volkes nicht vom chinesischen Joch zu befreien.

▷ Laos und Kambodscha, die nicht gewillt oder nicht fähig waren, ihr neutrales Gebiet wirksam zu verteidigen, müssen die Operationen fremder Kräfte in ihrem Land dulden.

▷ Was wäre aus Israel geworden, wenn es die arabischen Armeen hätte in sein Territorium vorstoßen lassen, um sich *nach* der Besetzung mit einem gewaltfreien Widerstand zu be-

gnügen? Es braucht nicht viel Phantasie, sich die Folgen eines solchen Verhaltens vorzustellen.

▷ Schließlich die Schweiz: Dreimal (1870/71, 1914/18 und 1939/45) haben wir dank unserer militärischen Rüstung dem Land den Krieg ersparen und unsere Unabhängigkeit und territoriale Integrität wahren können. Mit der Androhung eines «*gewaltfreien Widerstandes*» hätten wir den potentiellen Gegner in keinem Fall am Einbruch in unser Gebiet verhindert. Nur die Erkenntnis, daß für die Eroberung der Schweiz ein zu hoher Preis zu bezahlen war, hat Hitler zum Verzicht auf den Angriff bewogen.

Es geht nicht an, diese *schlüssigen* Beispiele beiseitezulassen, nur weil sie nicht in das Ebertsche Konzept passen.

Die wirkliche Bedeutung des gewaltfreien Widerstandes

Die Ablehnung einer einseitigen Abrüstung der Schweiz hindert uns nicht, die Bedeutung des gewaltfreien Widerstandes objektiv zu würdigen. Auch meiner Meinung nach kommt ihm als Mittel zur Verhinderung einer geistigen Assimilierung durch die Besetzungsmacht eine beträchtliche – allerdings beschränkte – Wirkung zu. Die Schilderung des tapferen Verhaltens der norwegischen Lehrer (die übrigens wenig Neues aussagt) bedeutet für uns eine Aufforderung, es den Norwegern gleichzutun, falls unser Land vom Feind besetzt werden sollte.

Im Gegensatz zu Ebert bin ich jedoch der Ansicht, daß ein hartnäckiger militärischer Abwehrkampf die beste Voraussetzung für den auf eine Besetzung unseres Landes folgenden passiven und aktiven Widerstand bildet. Eine kampflose Unterwerfung ist psychologisch kein guter Ausgangspunkt für eine Aktion nach dem Vorbild der norwegischen Lehrer. Norwegen hat 1940 gekämpft und beabsichtigt, gestützt auf die damaligen Erfahrungen, auch in Zukunft zu kämpfen, also keineswegs dem Rate Eberts zu gehorchen. Die von Ebert erwähnte Tatsache, daß sich die feindlichen Streitkräfte nach einem harten Kampf unserem Volk gegenüber rücksichtslos verhalten würden als nach einem «*friedlichen*» Einmarsch, ist in dieser Hinsicht von Bedeutung. Je grausamer der Feind uns gegenüber seinen Terror zum Ausdruck bringt, desto sicherer ist die Reaktion. Wer nichts mehr zu verlieren hat, wehrt sich am wirksamsten.

Entscheidend ist, daß der gewaltfreie Widerstand trotz seiner unbestrittenen Bedeutung *keine Alternative* zur militärischen Rüstung sein kann. Seine kriegsverhütende Wirkung wäre zu gering. Keine totalitäre Macht würde sich durch ihn allein abhalten lassen, unser Land zu besetzen. Der Einwand, Großbritannien habe Indien und Irland räumen müssen, weil es den gewaltlosen Widerstand des indischen und irischen Volkes nicht ertragen hätte, übersieht, daß die Engländer sich nur deshalb in den besetzten Gebieten nicht behaupten konnten, weil sie aus politischen und ethischen Gründen außerstande waren, ihre Macht rücksichtslos auszuüben. Die Proteste in der ganzen Welt und – vor allem – im eigenen Land hinderten sie daran. Eine kommunistische Macht aber würde keine Hemmungen kennen. Im übrigen ist zu sagen, daß in Indien und Irland neben dem gewaltlosen Widerstand auch Gewalt angewandt wurde. Mir schiene es falsch, im Rahmen unserer Strategie nur *ein* Mittel der Kriegsverhütung zu gebrauchen. Wir tun gut, die *ganze Skala unserer Möglichkeiten* – von einer zielbewußten Außenpolitik über wirksame Schutzmaßnahmen bis zur militärischen Rüstung – auszunützen, um unserem Land den Krieg oder die Besetzung durch eine fremde Macht zu ersparen. Nur das Ausspielen *aller* unserer Trümpfe verspricht Erfolg. Gewaltfreier Widerstand kann daher nur *ein* Faktor neben vielen anderen sein.

Die Motive Eberts

Ein Blick auf die Seiten 14 und 23 zeigt deutlich, daß das *primäre Anliegen* Eberts die *Abrüstung* und nicht der gewaltfreie Widerstand ist. Er lehnt prinzipiell die militärische Landesverteidigung ab. Deshalb sucht er nach einer Methode, die den Verzicht auf einen bewaffneten Abwehrkampf ermöglichen soll. Das ist sein gutes Recht. Aber der objektive Wert seiner Argumentation zugunsten eines gewaltfreien Widerstandes wird durch seine *a priori* feststehende Abneigung gegen unsere militärische Landesverteidigung beeinträchtigt. Ebert ist kein unbefangener Zeuge für die Wirksamkeit des gewaltfreien Widerstandes.

Da die Gründe für eine einseitige Abrüstung für sein Denken charakteristisch sind, möchte ich mich abschließend kurz mit ihnen auseinandersetzen.

Eberts Einstellung zu unserer staatlichen Unabhängigkeit

Ebert betont, er wolle «die herrschenden Ideologien (!) beim Wort» nehmen, um ihre «inneren Widersprüche» aufzuzeigen (S. 14). Den Schutz unserer Freiheit läßt er nur als Arbeitshypothese gelten. Unsere Unabhängigkeit ist ihm *kein echtes Anliegen*. Für die weit überwiegende Mehrheit des Schweizervolkes bedeutet sie jedoch eine existenzielle Notwendigkeit. Sie erlaubt *uns*, zu bestimmen, was in unserem Land als Recht und Unrecht gelten soll, und unseren Lebensstil selber zu wählen. Ihr Verlust würde uns dem Diktat einer totalitären Macht aussetzen. Was das heißt, zeigt das Beispiel der Tschechoslowakei deutlich genug.

Eberts Ablehnung unserer Armee

▷ Ebert betrachtet die schweizerische Armee als *Mittel zur Befriedigung wirtschaftlicher Interessen der Industrie*. Seine Betrachtungsweise mag für eine Großmacht eine gewisse Berechtigung haben. Für unsere ganz anders gelagerten Verhältnisse ist sie abwegig. Unsere militärische Landesverteidigung dient nicht konjunkturpolitischen Zwecken, sondern dem Schutz unseres Landes vor äußerer Bedrohung.

▷ Ebert glaubt, der *Militärdienst gefährde unser demokratisches Denken und Empfinden*. Darin täuscht er sich. Von undemokratischen Einflüssen der Armee ist trotz ihrem notwendigerweise hierarchischen Aufbau in unserem Land keine Rede. Als sich in den Jahren 1940/41 Anzeichen eines «absoluten Soldatentums» bemerkbar machten, wurden sie sofort im Keim erstickt. Der Dienst in unserer Miliz ist ein wertvolles Integrationselement. Er schafft einen Kitt zwischen Schweizern verschiedener Sprache, Konfession und sozialer Herkunft. Ohne die Armee wäre die Eidgenossenschaft in kritischen Zeiten (wie etwa 1914/18 angesichts des Grabens zwischen Deutsch und Welsch) in ihrem Bestand bedroht gewesen. Es ist begreiflich, daß Ebert, der unsere Armee nicht aus persönlicher Anschauung kennt, für deren Eigenart kein Verständnis zeigt. Er dürfte sie mit der Armee der DDR verwechseln und übersehen, daß uns der dort herrschende Militarismus fremd ist.

▷ Ebert ist sodann gegen unsere Armee eingestellt, weil er sie – zu Recht – als *Mittel zur Verhinderung eines gewaltsamen Umsturzes* der auf demokratischem Weg zustande gekommenen Ordnung betrachtet. Ich betone: des *gewaltsamen* Umsturzes! Unser Heer steht einer Veränderung unserer sozialen und staatlichen Ordnung nicht im Weg, sofern sich diese in legalen Formen vollzieht. Die Armee ist *Instrument*, nicht Trägerin unserer Politik. Sollte einmal auf legalem Weg eine tiefgreifende Wandlung unserer sozialen Verhältnisse eintreten, so würde unser Heer die neue Ordnung vor jedem Umsturzversuch reaktionärer Elemente mit der gleichen Entschiedenheit

schützen, mit der es gegen einen Aufruhr der «Neuen Linken» auftreten würde. Kein Staat – auch keine Demokratie – kann tatenlos zusehen, wenn eine Minderheit versucht, der Mehrheit ihren Willen mit Gewalt aufzuzwingen. Die Armee ist das äußerste Mittel zum Schutz unserer staatlichen Ordnung. Sie tritt erst in Aktion, wenn es aufs Ganze geht und die polizeilichen Mittel nicht mehr genügen. Dann aber *muß* sie eingreifen. Dafür scheint Ebert, der mit revolutionären Tendenzen liebäugelt, wie sie 1968 in Frankreich in Erscheinung traten, kein Verständnis zu haben. Er nimmt offenbar an, das Recht sei *a priori* auf Seiten der Aufrührer und will deshalb von einer Armee, die den Staat auch vor inneren Unruhen schützen könnte, nichts wissen. Unser Volk denkt jedoch mehrheitlich anders. Es hält die bestehende Ordnung zwar für verbesserungsbedürftig. Aber es lehnt den gewaltsamen Umsturz ab.

▷ Schließlich scheint Ebert zu befürchten, unser Heer könnte in der Schweiz Zustände herbeiführen, wie sie zur Zeit *in Griechenland und Portugal* herrschen. Von den kommunistischen Diktaturen spricht er wohlweislich nicht! Diese Befürchtung beruht auf einer völligen Verkennung unserer Miliz. Im Gegensatz zu einem stehenden Heer oder gar einer Berufsarmee hat diese wegen der engen Verbindung von Bürger und Soldat von vorneherein keine Möglichkeit, eine eigene Politik zu betreiben oder die Macht im Staat an sich zu reißen.

Zusammenfassung

Die These Eberts vom gewaltfreien Widerstand als dem *einzigsten* Mittel unserer Strategie scheint mir falsch. Ihre Anwendung wäre für die Schweiz lebensgefährlich. Sie stützt sich auf eine einseitige, teilweise sogar unrichtige Interpretation der geschichtlichen Erfahrungen und auf illusionäre Erwartungen. Zudem zeugt sie von mangelnder Kenntnis unserer besonderen Situation und der Eigenart des Milizsystems.

A. Ernst, Oberstkorpskommandant z. D., Muri

Neuer Anstoß zum christlich-jüdischen Dialog

In verschiedenen christlichen Gemeinschaften wächst heute das Bewußtsein, daß es für den Christen keine «rein» christliche Offenbarung gibt, sondern eine christlich-jüdische. Dies besagt zweierlei: Ein exklusives Zurückgreifen auf das Neue Testament ohne Einbeziehung des Alten Testaments wäre ein Isolationismus bzw. ein «christologischer Engpaß», da ja das Alte Testament die Bibel Jesu und der frühen Christenheit war.¹ Ähnlich führt ein bloßes Berücksichtigen der Entwicklungslinie Altes Testament – Neues Testament – Kirche bei Nichtbeachtung der nachbiblisch-jüdischen Tradition zu teilweise unheilvollen christlichen Einseitigkeiten und Grausamkeiten. Die Kirche kann nicht in dauerndem und bloßem Widerspruch zu ihrer älteren Schwester, dem Judentum, leben, sonst wird sie unchristlich.²

Die von Christen initiierte christlich-jüdische Dialog-Literatur der Nachkriegszeit – als Altmeister können besonders *Jules Isaac, Karl Thieme* und *Johannes Oesterreicher* gelten³ – hatte trotzdem bis heute mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Kritiker wiesen darauf hin, es handle sich bei dieser Literatur oft kaum um einen wirklichen Dialog, sondern eher um einen verspäteten christlichen Buß-Monolog. Der begrifflicherweise mißtrauische jüdische Partner beteilige sich höchstens mit religionsgeschichtlichen oder jüdisch-apologetischen Beiträgen an diesem christlichen Bemühen. Außerdem gebe es prominente christliche und jüdische Denker, die es unter ihrer wissenschaftlichen Würde hielten, sich für diese christliche oder christlich-jüdische «Goodwill»-Literatur zu engagieren. Solche und ähnliche Vorwürfe sind höchstens irgendwo am Rande berechtigt. In den beiden letzten Jahrzehnten trugen verschiedene jüdische Denker ersten Ranges Entscheidendes zum christlich-jüdischen Dialog bei. Hierzu gehören *M. Buber, D. Flusser, E. L. Ehrlich, E. Simon, R. J. Z. Werblowsky, H. L. Goldschmidt, A. Chouraqui, U. Tal, Sebalom ben Chorin* u. a.

Das hier zu besprechende, nur 94seitige Buch von Johannes Oesterreicher⁴ könnte ein Auftakt zu einer neuen, noch weit fruchtbringenderen Phase

des christlich-jüdischen Dialogs werden. Das theologisch Aufregendste darin steht in dem vom jüdischen Gelehrten *Dr. Jacob Petuchowski*, Professor für rabbinische Studien und jüdische Theologie am Hebrew Union College in Cincinnati/USA, verfaßten Vorwort. Er schreibt: «Um einander zu verstehen, müssen wir über Literaturkritik und Philologie hinausgehen. Wir müssen zur theologischen Dimension zurückkehren, sofern wir uns der Gefahren, die sie in der Vergangenheit angerichtet hat, voll bewußt sind, und uns davor hüten. Was uns also nützt ist eine jüdische Theologie des Christentums und eine christliche Theologie des Judentums» (S. 17). In diesen Sätzen fordert der prominente jüdische Forscher, dem man keine verwaschene, ökumenistische Haltung nachsagen kann, es müsse ein christlich-theologisches Fach über das Judentum (nicht einfach einen traditionellen Traktat «De Iudaeis») und ein jüdisch-theologisches Fach über das Christentum geben. Petuchowski geht anschließend auf die Intention von Oesterreichers Buch, das eine Deutung der Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils sein will, ein. Er gibt dieser Deutung folgende Bescheinigung: «Prälat Oesterreichers «Zusammenschau» ist ein großer Schritt vorwärts auf dem Weg der Entfaltung einer christlichen Theologie des Judentums, die wir als Bedürfnis der Stunde bezeichnet haben. Hoffentlich werden ihm viele in diesem Bemühen folgen, so wie wir hoffen, daß jüdische Denker dazu angeregt werden, eine jüdische Theologie des Christentums zu entwickeln» (S. 19). Er – Petuchowski – hoffe, daß es Oesterreicher mit dem vorliegenden Buch ähnlich ergehe wie seinerzeit dem pharisäischen Gelehrten *Hillel I* (ca. 20 v. Chr.). Wie Hillels Interpretationen der jüdischen Tradition für die späteren Rabbiner maßgebend geworden seien, so möge Oesterreichers «weitherzige und tiefmenschliche Deutung» der Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils von der Kirche «als ausschlaggebend und verbindlich angenommen werden» (S. 20).

Prälat Oesterreicher, der Inspirator und Promotor der Judenerklärung des Konzils, ist der heute weitaus kompetenteste Deuter dieser Deklaration. Das vorliegende Buch ist sein prägnantestes und reifstes Werk. Der Schlüsselsatz lautet: «Wenn ich nun die Bedeutung des vierten Abschnitts von «Nostra Aetate» in einem Satz ausdrücken soll, kann er nur heißen: Die Judenerklärung ist die Entdeckung oder Wiederentdeckung des Judentums und der Juden in ihrem Eigenwert wie in ihrer Bedeutung für die Kirche» (S. 34). Oesterreicher faltet diesen Schlüsselsatz aus, indem er den Konzilstext erklärt, biblische Texte (besonders Röm 9–11) bezieht und eine ganze Reihe von Proben seiner guten rabbinischen Kenntnisse gibt. Er spricht vom Judentum als einem Volk des Schmerzes und der Lebendigkeit. Schlußendlich hätten nie die Judenverfolger gesiegt. Die Juden seien nach Ausrottungsbefehlen immer wieder unerwarteterweise aufgelebt. Sie seien «von einem Elan angetrieben, der ein Gottesgeschenk ist, denn sie sind Ihm angetraut; mit ihnen hat Er einen Liebesbund geschlossen. Es ist ihr Geschick, ihr wunderbares Los, Ihm nicht enttrinnen zu können» (S. 44). Besonders instruktiv sind u. a. seine Ausführungen

über das Alte Testament als Lebensquelle, die Rabbinen als Wegweiser zum Verständnis des Evangeliums und die modernen jüdischen Interpreten der christlichen Botschaft (S. 49–60). Ein volles Verständnis der Konzilsklärung über die christliche Haltung den Juden gegenüber ist eben durch eine bloße Wort-für-Wort-Kommentierung noch nicht gewährleistet. Darüber hinaus muß man den Geist und die Kraft des Judentums vor Christus, zur Zeit Christi und nach Christus begreiflich machen können. Dies hat Oesterreicher in bündiger Form getan. Es bleibt zu hoffen, daß Oesterreichers Interpretationen und Petuchowskis Vorschläge theologisch ernst genommen werden.

*Clemens Thoma,
Professor für Bibelwissenschaft und Judaistik, Luzern*

Anmerkungen

¹ Es ist das große Verdienst der modernen Hermeneutik, das Verhältnis Altes Testament – Neues Testament neu durchdacht zu haben. Vgl. u. a. C. Westermann, *Das Alte Testament und Jesus Christus*, Stuttgart 1968.

² Diese leider erst seit dem Genocid von «Auschwitz» als christlich unabdingbar erwiesene Einsicht fand ihren Niederschlag in der seit der Nachkriegszeit rapid anwachsenden positiven christlichen Israelliteratur und in verschiedenen offiziellen und offiziellen Erklärungen christlicher Kirchen. Das bedeutendste kirchliche Dokument ist der vierte Abschnitt des Dekretes «Nostra Aetate» des Zweiten Vatikanischen Konzils.

³ Wegweisend wurde vor allem das Buch von Jules Isaac, *Jésus et Israël*, Paris 1948 (deutsch: *Jesus und Israel*, Wien 1968).

⁴ Oesterreicher Johannes, «Die Wiederentdeckung des Judentums durch die Kirche», Meitingen/Freising 1971.

Zuschrift

Die Verantwortlichen beim Namen nennen

Der Tod von «Publik» («Orientierung» Nr. 22, 30. November 1971, Seite 241) ist nicht in erster Linie den Laien zuzuschreiben, wahrscheinlich läßt er sich auch nicht, wie Chefredakteur Schardt meinte, dem schwind-süchtigen katholischen Milieu anlasten, es sei denn indirekt, insofern sich die Bischöfe an diesem Milieu orientiert haben. Verantwortlich sind vielmehr namhaft zu machende Personen innerhalb des Episkopats. Ich nenne nur die Prominenten aus Nordrhein-Westfalen: die Kardinäle Höffner und Jaeger und Bischof Hengsbach. Deshalb wirkte der Artikel von M. von Galli bei all seiner beschwörenden Rhetorik auf mich wie die Grabrede am Grab eines Ermordeten, wo man die Mörder nicht zu nennen wagt. Inzwischen steht ja zum Beispiel fest, daß der Kirchensteuerrat des Erzbistums Paderborn dem Vorschlag einer weiteren Finanzierung von «Publik» zustimmte; der Erzbischof aber stimmte auf der Vollversammlung des Verbandes der deutschen Diözesen dagegen. Warum erweckt P. Galli den Eindruck, daß es «Finanzkommissionen» dieser Vollversammlung gebe, die «vorwiegend aus Laien bestehen», und warum sucht er dort den Ort der Entscheidung, wo es doch die Vollversammlung selbst war, auf der in über sechsstündigem Ringen die Bischöfe Tenhumberg (Münster) und Kempf (Limburg) mit ihren Vorschlägen (zum Beispiel für eine Gnadenfrist, um nach einer neuen finanziellen und verlegerischen Grundlage zu suchen) nicht durchdrangen? Auf dieser Vollversammlung sind, wenn ich recht informiert bin, Laien überhaupt nicht vertreten; sie besteht vielmehr aus den 21 residierenden Bischöfen der Bundesrepublik. Sie und niemand anders fällt die Entscheidung, daß «Publik» nicht weitergeführt werden sollte.

Prof. F. X. Kaufmann, Münster/Bielefeld

Anmerkung der Redaktion

Auf die Piste von vornehmlich mit Laien besetzten Finanzkommissionen führten Äußerungen, die an den deutschsprachigen Journalistentreffen während der Bischofssynode in Rom u. a. aus dem Mund von Kardinal Döpfner zur Krise von «Publik» zu hören waren. Im gleichen Zusammenhang wurde in Unterscheidung von der Deutschen Bischofskonferenz der «Verband der deutschen Diözesen» als verantwortliches Organ genannt. Dieses noch junge Gebilde geht anscheinend auf die Initiative von Prälat Dr. Forster, bislang Sekretär der Bischofskonferenz, zurück. Es besteht tatsächlich aus den residierenden Bischöfen, wobei sie sich allerdings – das ist das Besondere – durch Finanzsachverständige vertreten lassen können. Dies war bei der Entscheidung über «Publik» allerdings nicht der Fall.

Unser Kommentar aus «erster Stunde» sollte im Sinne der Solidarität noch in der zweiten Novembernummer erscheinen: die seither eingegangenen, einander korrigierenden Informationen konnten daher nicht abgewartet werden.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebner, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung» – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360. – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / öS 145.— / FF 33.— Lit. 3700.— US \$ 7.—

Halbjahresabonnement: Fr. 12.50 Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / öS 75.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 80.— / Lit. 2100.—

Gönnerabonnement: sFr. / DM 30.— (Der Mehrbetrag von sFr. / DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9.—